

(Nachdruck verboten.)

21] Das Gemeindegeld.

Erzählung v. Marie v. Ebner-Eschenbach.

Pavel ließ ihr sagen, seinetwegen könne sie in Frieden sterben, aber besuchen wolle er sie nicht mehr. Der Hauptgrund seiner Weigerung war die Furcht, Binska bei ihrer Mutter zu treffen und ihr dort nicht ausweichen zu können, was er sorgsam tat, seitdem sie die Frau des Peter geworden war. Und wie er die Augen von ihr wendete, wenn er ihr begegnete, wie er jeder Kunde von ihr so viel als möglich sein Ohr verschloß, so verjagte er sogar jeden Gedanken an sie, der sich ihm unwillkürlich aufdrängen wollte.

Sie hatte das Ziel ihrer Wünsche erreicht, und er hatte ihr geholfen, es zu erreichen; jetzt sollte es aus sein. Was peinigte ihn denn noch, seinem Willen entgegen, stärker als seine eigene Stärke, was quälte ihn bei ihrem Anblick? Er kreuzte die Arme über dem Herzen und murmelte mit einem Fluche: „Klopf nicht!“ — Aber sein Herz klopfte doch, wenn die schöne Bäuerin vorüberschritt oder vorüberfuhr, in demselben Wägelchen, in dem ihr Mann, vor anderthalb Jahren, Pavel zu Gericht geführt hatte. Sie bemühte sich, glücklich auszusehen; es wirklich sein, konnte sie kaum. Peter war ein tyrannischer und geiziger Eheherr, der alle Voraussetzungen der Virgilova zunichte gemacht hatte. Seine Schwiegereltern durften ihm nicht ins Haus; das wenige, was Binska zur Verbesserung ihrer Lage tun konnte, geschah im geheimen unter Furcht und Zagen.

Sie selbst lebte im Wohlstand, hatte mit Gepränge die Taufe ihres zweiten Kindeleins gefeiert, aber wie das erste, bald nach der Hochzeit geborene, war auch dieses, wenige Wochen alt, gestorben, und schon hieß es im Dorfe: „Die bringt kein Kind auf.“

Pavel war gerade dazu gekommen, als man den kleinen Sarg ganz still und wie in Beschämung aus dem Tor hinaus-schaffte. Und ein Schluchzen hatte er aus der Stube dringen gehört, ein Schluchzen, das ihm durch die Seele ging und ihn an die Stunde mahnte, in der die Unglückliche, die es ausstieß, an seiner Brust gelegen und ihn bestürmt hatte mit ihren Bitten und berauscht mit ihren Liebkosungen.

Den Tod des zweiten Enkels erlebte die Virgilova noch, kurze Zeit darauf schlug ihr letztes Stündlein nach schwerem, fürchterlichem Kampfe.

Der Geistliche hatte von ihrem Pfuhl nicht weichen dürfen; noch im Verschleiden verlangte sie nach Segen und Gebet, in ihren brechenden Augen war noch die Frage zu lesen: Ist mir verziehen?

Mit Gleichgültigkeit nahm Pavel die Nachricht ihres Todes auf und blieb ungerührt von den Wehklagen, die Virgil über den Verlust seines Weibes anstimmte. Der Trost, den er dem Witwer angezeihen ließ, lautete: „Kein Schade um die Alte.“ und Virgil unterbrach die Ergüsse seines Schmerzes, richtete die Augen zwinkernd auf Pavel und fragte halb überzeugt: „Meinst?“

Dies begab sich zu Ende des Sommers, und am ersten Sonntag, der dem Ereignis folgte, ließ der Pfarrer Pavel zu sich rufen.

Es war nach dem Segen; der Geistliche saß in seinem Garten auf der Bank unter dem schönen Birnbaum, dessen Früchte sich schon goldig zu färben begannen, ganz vertieft in das Lesen eines Zeitungsblattes. Pavel stand ein Weilchen da, ohne daß er es wagte, den Pfarrer anzusprechen, bevor dieser das kleine, blasse, mit einem breitrempigen Strohhute beschattete Gesicht erhob und nach einigem Zögern sagte: „Dir ist Unrecht geschehen.“ Sein Blick glitt an Pavel vorbei und richtete sich in die Ferne. „Du hast am Tod des Bürgermeisters keine Schuld.“

„Freilich nicht,“ entgegnete Pavel, „die Kinder laufen mir aber nach und schreien: Giftmischer! . . . Ich möchte den Herrn Pfarrer bitten, daß er ihnen verbietet, mir nachzurufen: Giftmischer.“

„Meinst Du, daß sie es mit meiner Erlaubnis tun?“ fragte der Pfarrer gereizten Tones.

„Und die Alten,“ fuhr Pavel fort, „sind auch so.“ Dreimal hab ich kleine Fichten gepflanzt auf meinem Grunde, etwas anderes wächst ja dort nicht. Dreimal haben sie mir alles ausgerissen. Sie sagen: Dein Haus muß frei stehen, man muß in Dein Haus von allen Seiten hineinschauen können, man muß wissen, was Du treibst in Deinem Haus.“

Der Pfarrer räusperte sich: „Sm, hm, . . . Das kommt daher, daß Du einen so schlechten Ruf hast. Du mußt trachten, Deinen Ruf zu verbessern.“

Pavel murmelte: „Ich hob mein Zeugnis vom Amt.“ „Nützt alles nichts, wenn die Leute nicht dran glauben,“ sprach der Geistliche. „Auf den Glauben kommt es an, im großen wie im kleinen. Zu Deiner ewigen Seligkeit brauchst Du den Glauben an Gott, zu Deiner Wohlfahrt hier auf Erden brauchst Du den Glauben der Menschheit an Dich.“

„Wär freilich gut.“ „Du willst sagen, es wäre gut, wenn Du ihn erwerben könntest. Willst Du so sagen?“

„Ja.“ „So bemühe Dich. Du hast einen besseren Weg schon eingeschlagen und mußt nur trachten, auf ihm vorwärts zu kommen. Ohne Stütze jedoch wird das kaum gehen, die wirst Du noch lange brauchen. Bis jetzt war der Herr Lehrer Deine Stütze . . . wird es aber nicht mehr lang sein können.“

„Wie? warum? — warum nicht mehr lang?“ „Weil er verfehlt werden wird, an eine andere Schule.“ „Verfehlt?“ rief Pavel in Bestürzung.

„Wahrscheinlich.“ Einen Augenblick sah der Pfarrer ihm fest ins Gesicht, dann sprach er: „Mehr als wahrscheinlich — gewiß. Mache Dich darauf gefaßt und überlege, an wen Du Dich wenden kannst, wenn der Lehrer fortgeht, zu wem Du in diesem Falle sagen kannst: ich bitte nehmen Sie sich meiner jetzt an.“

Pavel starrte ihn wie vernichtet an, und mit aufrichtigem Bemühen, sich für den ungeklärten Wurschen, dem sein ganzer Mensch widerstrebte, wenigstens die Teilnahme des Seelsorgers abzurufen, fuhr der Pfarrer fort: „Ueberleg's; ist niemand da, zu dem Du ein Vertrauen fassen und so sprechen könntest?“

Er mußte die Frage wiederholen, ehe sie beantwortet wurde, und dann geschah es mit einem so entschiedenen „niemand“ — daß der Pfarrer es vorläufig nicht unternahm, diese feste Ueberzeugung zu erschüttern. Er räusperte sich abermals:

„So, so,“ sagte er, „niemand? Das ist ja schlimm. Denke aber doch ein wenig nach, vielleicht fällt Dir doch noch jemand ein.“ Er lehnte sich wieder an den Baum zurück, sah wieder ins Weite und schloß: „Du kannst nach Hause gehen, kannst auch dem Lehrer sagen, daß ich ihn vermutlich gegen Abend besuchen werde.“

Pavel entfernte sich verwirrt, in halber Betäubung, als ob er einen Schlag auf den Kopf bekommen hätte.

Nach Hause zurückgekehrt, fand er den Lehrer vor seinem Buche am Tische sitzend. Seine Züge hatten den Ausdruck des süßen Schmerzes, der sie immer verklärte, wenn er sich in diese geliebten Blätter versenkte. Pavel stellte sich ihm gegenüber und betrachtete ihn mit unendlich gespannter Aufmerksamkeit. Lange wagte er nicht, ihn zu stören; endlich aber brach er — gegen seinen Willen — in die Worte aus: „Herr Lehrer, Herr Lehrer, was muß ich von Ihnen hören?“

Kaum hatte er diese vorwurfsvolle Frage ausgesprochen, als ein Schreden über die Wirkung, die sie hervorgebracht hatte, ihn erfaßte. Habrecht war abschafte geworden, seine Augen verschleierten sich, sein Unterkiefer hina herab und zitterte, vergeblich bemühte er sich, zu sprechen, er brachte nur ein unzusammenhängendes Geflotter hervor. Nach Atem ringend, focht er mit den Händen in der Luft und sank unter Nechzen und Stöhnen auf seinen Sessel zurück. Pavel aber, der noch nie einen Menschen sterben gesehen hatte und meinte, das ginge viel leichter als es in Wahrheit geht, warf sich auf die Knie und beschwor ihn händeringend: „Sterben Sie nicht, Herr Lehrer, sterben Sie nicht!“

Ein mattes Lächeln stahl sich über Habrechts Gesicht: „Unsin,“ sagte er; „nicht von Sterben ist die Rede, sondern von dem, was Du von mir gehört hast. Weichte!“ befahl er.

schleuderte sich auf und rollte fürchterlich die Augen. „Was war's, wie lautet der Unsinn? O vermaledeiter Unsinn! . . . Rein Vernünftiger glaubt ihn, und doch lekt er vom Glauben, lugelt so weiter im Dunkel, in der Tiefe. Sie zählen sich ihn an den Fingern her, diejenigen, die selbst nicht mitzählen. . . Was hast Du gehört? Sprich!“ Er zog Nabel in die Höhe und rüttelte ihn; als der verblüffte Bursche jedoch anfangen wollte zu reden, preßte er die Hand auf seinen Mund und gebot ihm Schweigen.

„Was käme heraus? . . . Was ich weiß, bis zum Ekel weiß! was mich nicht schlafen läßt. Schweig,“ rief er, „ich will einmal reden, ich elender Lügner, ich will die Wahrheit sagen, ich armer Böllner will sie Dir, dem armen Böllner sagen. Setz Dich, hör mir zu, beug Dein Haupt. Wenn es auch nur eine klägliche Geschichte ist und die Geschichte einer jämmerlichen Torheit, sie ist doch heilig, denn sie ist wahr.“

Er ging zum Wasserkrug, trank in langen Zügen und begann dann leise und hastig zu erzählen. Er war ein Lehrerssohn, war schon in früher Jugend Gehilfe seines fränkischen Vaters gewesen. Begabung, Verhältnisse, alles, was natürlich und vernünftig ist, bestimmte ihn, einst zu werden, was jener war. In seinem Herzen aber lodete der Ehrgeiz, prickelte die Eitelkeit, diese üblen Berater lenkten seine Sehnsucht weit ab vom leicht Erreichbaren, spiegelten ihm ein hohes Ziel als das einzig Erstrebenswerte vor. Die Zukunft eines großen Professors in der großen Stadt, die träumte er für sich, und sein schwacher Vater für ihn, und dieses Schattengebilde der Zukunft, es lebte und nährte sich vom Fleisch und Blut der Wirklichkeit, von der Kraft der Gesundheit, dem Schlaf der Jugend. . . Wie lange kann eine an beiden Enden angezündete Fackel brennen? Kein Mensch vermag ungestraft zwei Menschen zugleich — bei Tag ein Lehrer und bei Nacht ein Student — zu sein. Als der erste noch jung, als der zweite doch schon recht alt; denn mit entsetzlicher Geschwindigkeit verrann die Zeit, die er für seine Zwecke nur zur Hälfte ausnützen durfte. Eines Morgens brach er an der Tür der Schulstube zusammen. Wie aus der Ferne hörte er noch einen zitternden Klageruf, sah wie durch dichten Nebel ein vielgeliebtes Greisenantlitz sich zu ihm neigen, dann war alles Stille und Dunkelheit, und wohlthuend überkam ihn das Gefühl einer tiefen, bleiern Ruhe.

(Fortsetzung folgt.)

In der jüngsten Stadt.

„Thalatta, Thalatta! Meer, Meer.“ Kein, ich stieß diesen Erholungsruf nicht aus, als ich am ersten Mai wieder die Nordsee sah und vom Wilhelmshavener Deich aus den Blick über die Jade schweifen ließ. Ganz nüchtern und trocken dachte ich: „Das ist doch wirklich nett, daß ich zufällig gerade Hochwasser antreffe.“ Wenn ich ganz nüchtern und trocken sage, bitte ich mir aus, daß das „ganz nüchtern“ wörtlich genommen wird, während trocken nur in übertragenem Sinne zu verstehen ist; denn an der Nordsee wird man im Frühjahr, wo eine Regenböe die andere ablöst, überhaupt nicht trocken. Und immer kommt es so hübsch von der Seite mit Sturm und Wetter, so daß auch der beste Regenschirm seinen Verus verfehlt. Auch am 1. Mai trieb das Wetter sein launisches Spiel. Bald grüßte lachender Sonnenschein den Waizug, bald rasselte ein abschenlicher Ordnungshagel auf uns nieder, bald fuhr uns schneidend kalter Regen ins Gesicht, um wieder der siegenden Sonne zu weichen. Wer die Nordsee kennt, macht sich nichts daraus. Bei der staub- und feimfreien herrlichen Luft, die sich wie ein Becher eiskalten Gebirgsquells schlürft, ist ein Schnupfen ausgeschlossen.

Da stand ich also wieder vor dem Meer und blickte in seine überwältigende Grenzenlosigkeit. Das heißt, weit her ist es ja mit der Grenzenlosigkeit des Jadesüdens nicht. Nur wenn man ihn an der schmalen Stelle zwischen Wilhelmshaven und Edwarden durchkreuzt und nach Nordnordwest ausschaut, hat man kein Lond mehr vor sich, da ist das Meer frei bis zum Nordpol. Aber auch das Dutjodinger Gestade im Osten ist mit Ausnahme des neuen Leuchtturmes heute nicht zu sehen, so daß die Jade den unheimlichen Eindruck einer grenzenlosen Wasserfläche macht. Fahlgrau ist die ruhlose Salzflut, aus der die weißen Kämme der kurzen Windwellen aufschießen. Das Meer klingt heute; es sind richtig die wuhltalischen Bogen, von denen Heinrich Heine sagt, daß sie wie Orgelpfeifen klingen. Als ob man über wunderbar gestimmte Gläser stehe, tönt es, wenn sich die spielenden Wasser an den Molen brechen. Jetzt blüht die Sonne aus einem schmalen Wolkenspalt und färbt das Meer mit brauntraugoldenen Streifen, während die beschatteten Flächen ins Violette spielen. Aber es ist kein stilles Gemälde. Alles tanzt und kingt. Die Grenzen

zwischen Malerei und Musik sind verwischt. Das imposanteste Lonsbild, das man sich denken kann.

Es löst sich immer etwas Befreiendes, Aufjauchzendes, Großstimmendes in mir, wenn ich an den Ufern eines breiten Flusses stehe, der eine stattliche Stadt durchschneidet. Die Nordsee stimmt mich anders. Aus ihr spricht eine gewaltige Melancholie, sie drückt mich nieder und erweckt ein unsagbares Heimweh nach sonnigen Nebhügeln und buchtwaldbewachsenen, grün schwellenden, lachenden Bergen. Der Norddeutsche mag anders empfinden, aber im Empfindungsleben ist eben die Mainlinie noch nicht überbrückt. Der leichte, sprudelnde fränkische Sinn mischt sich mit dem norddeutschen Ernst nicht zu einem prickelnden Schorlemorke, sondern nur so wie Wasser und Del, die man erst durcheinanderschütteln muß, wenn sie sich auf kurze Zeit vertragen sollen. Der verfluchte fränkische Leichtsin, dieses so herrliche und doch so gefährliche restlose Aufgehen im Augenblick!

Also die Nordsee drückt mich nieder, sie engt mich ein trotz ihrer scheinbaren Grenzenlosigkeit. Selbst die Möwen, diese gewandten Doppelwesen, die bald wie Adler segeln, bald wie Schwäne tauchen, sind im Norden anders wie im Süden. Am Bodensee fressen sie uns dreister als die Späßen aus der Hand und halgen sich um die vorgehaltenen Brotkrüden. An der Nordsee sind es scheue, menschenhasende Raubvögel, die unheimlich über der unheimlichen fahlgrauen Flut wie in die Luft verpöngte Gischtskoden flattern.

Ich muß den Blick wieder dem Lande zuwenden; ich werde sonst schäermüdig. Da liegt der erweiterte neue Hafen, der durch einen breiten Deich von dem Meere abgetrennt ist, vor mir wie ein belebter Fluß. Wie zur Parade geordnet, liegen die schwarzen Torpedoboote und Minenleger nebeneinander. Alles Eisen, eine in das Wasser gebettete Fabrik. Dazwischen huschen weiße Segelboote, blitzschnell durchkreuzen sie den stromartigen Ems-Jadelanal, der sich an den Hafen anschließt. Das sind andere Segler als die faulen Lastkähne auf dem Bodensee mit ihrer vieredigen lateinischen Leinwand. Aber es ist stimmungslöse Fabrikpoeie, die auf dem finsternen Jadedeich ruht, während die breiten unpraktischen Quadratsegel der Bodenseekähne, zu dem klaren, durchsichtigen, flachen ja eingrünen Wasser des Almannensees als echte Naturpoeie harmonisch passen wie der blauadrigte Sântis und die frisch wie Baumblüte schimmernden Schneefelder des Allgäu.

Aber auch die Fabrikpoeie ist Poeie. Sie packt mich, wenn ich das Auge über den Innenhafen schweifen lasse, der von vielgestaltigen Backsteinbauten mit hochragenden, dampfenden Schloten umrahmt ist. Und mitten im Rahmen schaukeln die Dreabnoughts, die grauen Kolosse mit dem eisernen Panzerkleide. Nur ein Nichton stört das Ganze — die alte Mattenhull, der lächerlich überdachte Kumpf eines aufrangierten Kriegsschiffes, das als Kaserne dient. Ich nenne sie die Mattenhull, weil sich auf ihr einst die Matten in die Erbsensade eingefressen hatten und gemütlich in den lodenden Kessel geschüttet wurden, in dem man das Mannschaftsessen bereitet. Auf die Beschwerde der Matrosen hin kostete ein Admiral den Erbsenbrei und fand ihn so vorzüglich, daß er sich einen ganzen Kapf leistete und die Beschwerde über schlechtes, ekelerregendes Essen als unbegründet abwies. Als jedoch die Matrosen weiter löffelten, kamen Mattenbälge und Mattenknöcheln zutage. Die rauhen Seebären trösteten sich mit einem „lütten Esud“, der Admiral aber wurde, als er die Knöcheln in demselben Erbsenbrei sah, der ihm so gut gemundet hatte, schwer seekrank.

Also die Mattenhull stört das Hafensbild, das Bild des von menschlicher Technik gewekten Lebens. Einst spielte die Jade mit dem Menschen, indem sie seine Dörfer niederriß und seine Wiesen in Salzwassergrund verwandelte. Heute spielt der Mensch mit der Jade, indem er sie durch Deiche und Hafensbauten so umgestaltet, wie es ihm beliebt, und ihr auch, wie Faust in seinen letzten Erdentagen, fruchtbares Neuland entreißt. Und doch macht der nur Kriegszwecken dienende Jadedeich nicht den erfreulichen Eindruck wie etwa der Hamburger. In Hamburg pulsiert der produktive Verkehr, in Wilhelmshaven der unproduktive. Alle festen und schwimmenden Fabriken — und ein Kriegsschiff steht inwendig genau aus wie eine Fabrik — haben den schrecklichsten Massenmord, den man sich nur denken kann, zum Zweck und verzehren die Kraft des Volkes, statt sie zu beleben. Dieser Gedanke macht das See- und Hafensbild noch düsterer, als es schon, rein ästhetisch betrachtet, ist. Und die ungeheuren Werftanlagen mit ihrer tief in die Stadt Wilhelmshaven einschneidenden chinesischen Mauer dämpft nicht das bedrückende Gefühl, sondern erhöht es noch.

Fort von dem Wasser, wo ich als einziger Zivilist weile; denn die Wilhelmshavener sehen sich das Meer nur sehr selten an und die große Strandhalle mit ihren Glaspavillons ist völlig menschenleer. Auch in den Straßen der Seebureaukrantstadt Wilhelmshaven herrscht Friedhofsrube. Lebendig wird es erst an ihren Grenzen, wo sie unmerklich in die oldenburgischen Vororte Bant und Heppens übergeht, die sich am ersten Mai zu der neuesten Stadt Deutschlands, Alstingen zusammengefunden haben.

Alstingen ist Arbeiterstadt, aber auch die Vergnügungsstadt für die Marine, in der die betriebsamen Geschäftsleute sowohl mit den Arbeitern, wie mit der Marine in Frieden zu leben suchen. Das ist nicht schwer, denn die Marinemannschaft sympathisiert im gihen ganzen viel mehr mit der klassenbewußten Arbeiterschaft, als es sich die Soldaten des Landheeres merken lassen dürfen.

Die Bevölkerung Rüstingens ist, was der Volksstamm anbelangt, eine Kolonialbevölkerung. Aus allen Gegenden Deutschlands hat sie sich in diesem Neuland zusammengefunden. Es überwiegt indessen doch das niederländische Element. So neu Rüstingen als Stadt auch ist, seine romantische Vergangenheit hat es doch. Die alten Rüstinger waren ein trotziger Friesenstamm, der einfielerisch auf den den Springfluten trotzbietenden Landerhebungen sah, auf denen sich heute noch die alten Bauernhöfe befinden. Die Rüstinger waren die Bundesgenossen der bekannnten Stedinger, jener Freiheitshelden, gegen die im Mittelalter ein Kreuzzug gepredigt worden. So harmlos waren die Rüstinger freilich nicht, sie bevorzugten Seeraub und Strandraub als bequemste und sicherste Erwerbsquellen. Noch lange hat sich im Kirchengebiet die Bitte um einen gesegneten Strande, das heißt um das Stranden fremder Schiffe, erhalten. Auch die Mönche des Vanter Klosters waren gefürchtete Seeräuber. Deshalb wurde es von dem Bremer Bischof als ein Gottesgericht hingestellt, als im 13. Jahrhundert schreckliche Sturmfluten das Land verschlangen und den Jadedeufeln bildeten. Nichts blieb übrig als die traurigen Ruinen der auf einer Erhebung stehenden Vanter Kirche. In Erinnerung an dieses alte Vant, das im Meer versunkene Veneta, wurde, ich darf wohl annehmen, auf Veranlassung unseres Parteigenossen Hug, dessen Lebenslauf aufs engste mit der Entstehung der Stadt Rüstingen verknüpft ist, die obdenburgische Werftarbeiterkolonie, die im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts im Anschluß an die Entstehung des Jadedeufens aufkam, Vant genannt.]

Der eigentliche Grundstock der Wilhelmshavener Gründung war das Kirchdorf Heppens, das heute noch als Alt-Heppens existiert und in seinen einstöckigen Häusern die Jaghaftigkeit der ersten Wobauer zeigt, die auf dem meergeborenen Schlickboden große Häuser zu bauen sich nicht getrauten. Jetzt ist auch diese Furcht überwunden. Man baut mächtige Marine- und Mietkasernen auf den scheinbar so unsicheren Schlick.

Fast mehr noch als die reichausgestattete Marineverwaltung in Wilhelmshaven hat die bestige Arbeitererschaft in Vant und Hoppens geleistet. Die Schwierigkeiten waren außergewöhnlich. Man denke nur an die Trinkwasserbeschaffung. Brunnen kann man nicht graben, da der Meerboden nur Salzwasser von sich gibt. In Zisternen wurde das Regenwasser gesammelt, das nur als Tee trinkbar war, der meistens die Form eines steifen Brogs erhielt. Jetzt hat die neue Stadt eine tadellose Quellwasserleitung.

Ich weiß sehr wohl, daß man im kapitalistischen Klassenstaate keine kommunale Musterleistung vollbringen kann. Gerade in einer Arbeiterstadt, in der nur die Arbeiter die Lasten zu tragen haben, hat das wegen der hohen Gemeindesteuern seine besonderen Schwierigkeiten; aber schon der erste Blick in die überaus saubere, freundliche und gesunde neue Stadt zeigt, daß hier mit geringen Mitteln die Arbeitererschaft mehr geschaffen hat, als das hochmütige und geldstolze Patriziat alter Großstädte. Gewiß mögen auch hier Fehler vorkommen, aber, wenn man alles nur in allem nimmt, wie es Goethe uns zu tun lehrt, muß man an dem netten freundlichen Gemeinwesen seine helle Freude haben. Auch ich hatte meine helle Freude daran, als ich die mir so vertrauten Straßen der neuen Stadt wieder sah. Man sieht ordentlich das Vorwärtsdrängen, es ist ein moderner Geist, der hier herrscht, trotz der oldenburgischen Bureaunkräfte, die sich, wie alles, was von oben kommt, nach dem reaktionären preussischen Geiste richten möchte.

Fast ideal möchte ich das Klümpchen der neuen Stadt nennen, das stets sauber und so elastisch ist, daß es mir wie ein wahrer Hühneraugentrost erschien.

Ein Schmerzenskind der Gemeinde Vant waren früher die roten Laternen, die den Matrosen die schneidige Damenbedienung kund taten. Wer wollte den ersten Stein auf sie werfen? Aber auch in dieser Beziehung ist die Sauberkeit durchgedrungen. Die Arbeitererschaft verkehrt nicht in dunklen, altmodischen, dumpfen Spelunken, sondern in hellen, komfortablen Lokalen.

Eine Schattenseite zu der erfreulichen Lichtseite bildet die außerdienstliche Bevormundung der Werftarbeiter durch die Werftbehörden. Auch die oldenburgischen Behörden lassen es an Schikanen nicht fehlen, obwohl sie in dieser Beziehung etwas sparsamer wirtschaften, als die preussischen. Selbst der neue Magistrat der neuen Stadt war so kleinlich, den Gründungstag nicht einmal mit einer Beschlagnahme der Häuser zu begehen, weil eben der Gründungstag auf den 1. Mai fiel und deshalb hätte angenommen werden können, daß der Fahnenstuck der Maifeier gelte. Selbstverständlich sind die sozialdemokratischen Magistratsmitglieder mit dieser Unterlassung wohl nicht einverstanden gewesen.

Zatwohl, man hat in der neuen Stadt sozialistische Magistratspersonen und sie führen, wie Unkel Herse in Reuters „Französentid“ den imponierenden Titel „Ratsherr“. Ob sie, wie Unkel Herse auch eine Ratsherrenuniform besitzen, habe ich nicht ermitteln können, jedenfalls hat sich noch keiner darin photographieren lassen. Im Stadtrat, den man in Preußen geschmackloserweise Stadtverordnetenkollegium nennt, besitzt die Anhängerschaft der Sozialdemokratie die Mehrheit. Der Volkswig hat für die Stadträte den Titel Senatorenmaate geprägt.

Gern hätte ich noch einen Tag länger in der neuen Stadt verweilt, aber die guten Rüstinger mochten mich nervös, sie meinten es zu gut mit mir. Ein Provinzialredakteur ist gewiß keine Berühmtheit; aber er hat es in der Beziehung noch schlechter, da er ohne Ruhm noch stadtbekannter ist, als eine Berühm-

theit. Das ganze Jahr im Glasfassen sitzen, sich von allen Leuten beobachtet zu sehen, auf Schritt und Tritt mit seinem Namen begrüßt zu werden, oder hinter seinem Rücken seinen Namen tuscheln und sich die politische Segnerchaft an ihm reiben zu hören, das kann einen, selbst wenn man phlegmatisches Temperament besitzt und Nerven wie Wagenstricke hat, schließlich doch noch nervös machen. Und dieser Fluch des Stadtbekanntheits lastete auch in Rüstingen auf mir. So sagte ich denn der neuesten Stadt und ihren freundlichen Stadtern bald wieder Valet und vergrub mich in der Häuserwüste und dem Menschengemenge Berlins, um einmal die „wohlthuende Einsamkeit“ des Nichtgelanntheits zu genießen.

R. Wagner.

(Nachdruck verboten.)

Die Königin der Kathedralen.

Von Dr. Karl Goldmann (Berlin).

Die moderne Industriestadt Reims, die zu Anfang Mai unter großem weltlichen und kirchlichen Gepränge den siebenten Säcularstag der Grundsteinlegung ihrer weitberühmten Kathedrale Notre-dame festlich begeht, hatte zu der Zeit, da man die ersten Grundmauern des Domes errichtete, an dem gewaltigen Aufschwung französischer Kultur bedeutenden Anteil. Von Frankreich ging damals die große Erneuerung aus, die das alte Europa wieder jung machte. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts schrieb der deutsche Chronist Otto von Freising, daß die Wissenschaften nach Gallien übergesiedelt seien. Aber Frankreich hatte in diesem geistigsten aller Jahrhunderte des europäischen Mittelalters nicht nur die Führung in den Wissenschaften, sondern auch in der Politik, in der Kunst, kurz in jeder Art erhöhten Lebens die Führerschaft. Dre Norden Frankreichs und vor allem Paris war damals „der Brunnen, der den ganzen Erdkreis bewässerte“. Niemals vorher hatte französischer Geist so mühelos siegend sich die Kulturwelt unterjocht und auch nachher nur noch einmal: zur Zeit der großen Revolution.

Diese beiden Bewegungen, so verschieden sich auch ihre äußeren Erscheinungsformen darstellten, haben innerlich weit mehr gemein als es bei einer oberflächlichen Betrachtung den Anschein hat. Da war zunächst eine in ihrer Konsequenz unerbittliche und revolutionäre, gegen das Ueberkommene sich wendende Wissenschaft: hier die Scholastik, dort der Encyclopädismus; beide hatten in einer kurzen Spanne Zeit das gelehrte Europa sich erobert und in größte Bewegung gebracht. Sodann arbeitete sich in beiden Epochen eine neue soziale Schicht zur Macht empor: im 12. Jahrhundert das Städte- und Bürgertum, im Zeitalter der großen Revolution der „dritte Stand“. In der Politik drängte in beiden Epochen das ganze Land zur Führerschaft. Das Frankreich des ausgehenden 18. Jahrhunderts bekriegte und besiegte ganz Europa, sich auf dessen Kosten vergrößernd: als 1223 Philipp August nach vierzigjähriger erfolgreicher Regierung starb, stand der Staat der Kapetinger gerade dreimal so groß da als vorher. Und in beiden Zeitaltern war Französisch die Weltprache.

Diese Zeit aufs höchste gesteigerter Kultur war so reich an eigenen Kräften, daß sie es wagen mußte, auch auf dem Gebiet revolutionär zu sein und ein Eigenes zu geben, das bisher durchs von der Tradition der Antike beherrscht war: in der Kunst. Der romanische Stil, der von der Spätantike ausging, war im Grunde doch nichts anderes gewesen als deren Fortbildung und Variation. Die Gotik aber ist etwas so völlig Neues, daß in mancher Beziehung gar nicht von einer Weiterentwicklung romanischer Bauformen zu gotischen zu reden ist, sondern von durchaus neuen genialen Eingebungen, die, einem einheitlichen Geist untertan, einen neuen Stil ergeben.

In der Isle de France erstanden seine ersten Formen. Hier wurde zuerst das bisher heilig gehaltene, geschlossene Rund des Tonnengewölbes und der Kuppel gesprengt, Kreuzgewölbe und Strebebögen drängten zur Höhe. Nicht mehr der Raum als solcher war der letzte Ausdruck des Baugedankens, sondern die Perspektive. In erhabener Klarheit, nur als Manifestation tiefer architektonischer Gedanken lagen die romanischen Dome da, in großer Ruhe; da wuchsen Rippen, Dienste, Kreuzgewölbe, Strebebögen, Strebebögen heraus, sprengten das völlig zu Ende gedachte System und brachten und verlangten lebendigste Bewegung. — In verschiedenen Provinzen Nordfrankreichs entwickelten sich diese ersten Formen der frühen Gotik, schließlich erlangte die Schule der Isle de France, die S. Denis zu Paris erbaut hatte, den größten Einfluß; was hier gebaut wurde, blieb vorbildlich für die Provinzen.

Auf die Zeit dieser unerhörten raschen Blüte neuen Stils folgte eine Zeit der Kläffigkeit, der Keife. Kennt man die ersten fünfzig Jahre des Verdens die Frühgotik, so kann die folgende Epoche die der Hochgotik genannt werden. Sie wurde aufs großartigste eingeleitet durch den Bau einer Reihe von Kathedralen größten Stils, und man nennt sie daher in der Architekturgeschichte auch die „Epoche der großen Kathedralen“. Kurz nacheinander wurde der Grundstein zu den Domen von Chartres, Reims und Amiens gelegt. Schon die Maßverhältnisse ließen etwas ganz Neues ahnen, eine letzte Stufe in der Entwicklung des neuen Stils.

Notredame zu Reims, die seit alters den Namen „Königin der Kathedralen“ führt, verdankt ihre Entstehung gleich

zahlreichen anderen kirchlichen Bauten des Mittelalters einer Feuersbrunst. An ihrer Stelle erhob sich eines der größten Heiligthümer Frankreichs, eine Basilika, deren „goldene Kuppeln“ Bischof Adalbero von Laon nicht genug rühmen konnte. Am 6. Mai 1210 nun brannten die schon in Trümmer liegenden „goldenen Kuppeln“ mit der ganzen Basilika nieder. Die Feuersbrunst, die den alten Bau vernichtete, mag nicht unwillkommen gewesen sein, wurde doch der Reimser Erzbischof Alberich Humbert beschuldigt, das Feuer sei nicht ohne seine Genehmigung entstanden — zu dem Zwecke, Platz zu schaffen für einen neuen Dom.

Der neue Niesenbau, zu dem Alberich Humbert ein Jahr nach dem Brand — am 6. Mai 1211 — den Grundstein legte, wurde nach den Angaben des Chronisten von Trois-Fontaines schon in zwanzig Jahren vollendet; dies stimmt aber nach den neueren Forschungen nicht. Man hatte wie bei allen großen Kirchenbauten dieser Jahrhunderte auch beim Reimser Dom den Chor zuerst in Angriff genommen. Er wurde 1211 geweiht, zu einer Zeit, als jedenfalls mit dem Bau des Langhauses und der Westfront schon begonnen worden war. So groß man auch die Kathedrale geplant hatte; noch im Entstehen genigten ihre Maße den immer fühner werdenden Bauherren nicht, und so wurde 1260 die schon halb fertige Westfront wieder abgerissen, damit das Schiff, das sich angeblich bereits als zu klein erwies, für die Scharen der Gläubigen um zwei weitere Gewölbejoche verlängert werden konnte: der wirkliche Grund war jedoch allem Anschein nach durchaus nicht Platzmangel, sondern der Ehrgeiz der Architekten, die letzte Möglichkeit an Monumentalität zu erschöpfen. Mit den zuerst geplanten sieben Gewölbejochen hatte die Kathedrale immerhin die Länge von 110 Metern gehabt; der Anbau der zwei neuen Joche steigerte ihre Gesamtlänge auf 140 Meter. Je weiter der Bau von Osten nach Westen fortschritt, um so „moderner“ wurde er; das heißt, die architektonischen Fortschritte, die die Zeit inzwischen machte, erschienen an feinen neueren Teilen. Während die Ostpartie noch verhältnismäßig plump ist, verzügen sich die Mauern gegen Westen zu; man hatte inzwischen gelernt, ihre Dicke zu verringern, ohne ihre Tragfähigkeit damit zu beeinträchtigen. Ungeachtet dieser architektonischen Fortschritte blieb indessen der Gesamtbauplan unangefastet, ja er wurde, wie das grundlegende Werk von Dehio und Bezold über die „Kirchliche Baukunst des Abendlandes“ ausdrücklich betont, mit einer Pietät festgehalten, die einzig dastehlt — denn in allen anderen Fällen arbeitete jeder der aufeinander folgenden Architekten oder Bauherren nach einem neuen, seinem eigenen Plan; eine Tassache, die bei uns in Deutschland am klarsten an den Domen von Straßburg und Mainz zu erkennen ist, die alle Entwicklungsstufen vom romanischen bis zum spätgotischen Baustil mitmachen. Einzig dastehend beim Bau des Reimser Domes ist übrigens auch das andere Faktum, daß die Geldmittel ununterbrochen flossen — wenigstens bis zum Ende des Jahrhunderts.

Von 1260 an wurde die Westfront, die schönste aller gotischen Fassaden, mit ihren beiden Türmen gebaut und mit einem Heer von Statuen geschmückt. Fast vollendet stand der mächtige Dom in großer Schönheit da, als am 21. Juli 1481 ein Feuer das ganze Dach vernichtete; der Turm über der Vierung stürzte zusammen; aber die Gewölbe und Außenmauern blieben zum Glück unversehrt. Immerhin mußte eine große Renovation unternommen werden. Seit dieser Zeit erfuhr Notre-dame keine Umgestaltungen mehr.

Eine ungeheure Steinmasse, einer grauen Felsenwand vergleichbar, starrt auf den zur Kirche Schreitenden nieder. Sie ist, trotz ihrer enormen Wucht, ganz klar in vertikaler Richtung dreifach geteilt; im unteren Stock vollziehen drei mächtige Portale die Gliederung, die nach oben hin durch vorspringende Tabernakeltürme und lustige Wimperge fortgesetzt wird. Die Mitte der Fassade nimmt ein gewaltiges Rosettenfenster ein. Keine andere Domfassade, weder in Frankreich noch in Deutschland, mähtigt durch eine solche Klarheit der Teilung die Wucht des Ganzen. Mit Hunderten und aber Hunderten von Figuren sind die Portale besetzt; auch in den Galerien, unter den Tabernakeln und Türmen thronen sie, einem heiligen Heere gleich; ganz hoch oben indes, unterhalb der beginnenden Türme, stehen unter einer fortlaufenden Galerie, der „Galerie der Könige“, 24 in Notre-dame gekrönte Könige Frankreichs, in ihrer Mitte Chlodwig, der die Taufe erhält.

Die Baufreudigkeit war in den ersten hundert Jahren am größten gewesen. Sie lag nicht im Willen eines einzelnen, sei es eines weltlichen oder kirchlichen Fürsten, sie ging auch nicht von einem der mächtigen Klöster aus, die bis dahin in ganz Europa sich Abteien aufgetürmt hatten; das Bürgertum war erwacht und übernahm begeistert die Errichtung der großen Kathedralen, die nicht nur ein Weißgeschenk an den Himmel, sondern auch eine Piere der Stadt, ein Ausdruck der bürgerlichen Macht sein mußten. Ganze Städte wurden von fanatischer Waulust, ja man konnte sagen Waulut, erfasst. Was der Abt Haimon von St. Pierre-sur-Dive berichtet, gilt auch für Chartres, Amiens, Reims, für alle Städte, die sich neue Dome bauten, und es gab deren genug! „Wer hat jemals etwas Ähnliches gesehen und gehört.“ ruft der erstaunte Abt aus, „mächtige Herren und Fürsten der Welt, selbst Frauen von edler Geburt haben ihre stolzen Häupter gebeugt und gleich Zugtieren sich an Karren gespannt, um Wein, Getreide, Del, Kalk, Steine, Holz den Werkleuten einer Kirche zuzuführen! Und ob viel mehr als tausend Köpfe zusammen sind, herrscht doch tiefes Schweigen, man hört kein Wort, nicht einmal ein Flüstern. Wenn

sie dahinziehen unter Posaunenschall und unter getweiheten Männern, kann nichts sie aufhalten.“ Gegen Ende des 13. Jahrhunderts schien dieser heilige Eifer indessen erloschen zu sein, denn im Jahre 1295 verweigerte die Stadtgemeinde den Jahresbeitrag zur Bauhütte, den sie seit 1211 alljährlich geleistet hatte.

Der Name des genialen Mannes, der den Gesamtplan des gewaltigen Bauwerkes sich und seinen Nachfolgern klar und sicher vorzeichnete, ist ebenso umstritten wie es die Namen vieler anderer Erbauer der großen Dome dieser Zeit sind.

Kleines feuilleton.

Aus dem Pflanzenleben.

Pflanzenblut. Je eingehender die Forschung sich mit dem Pflanzenleben beschäftigt, um so zahlreicher werden die Beispiele für eine gewisse Uebereinstimmung im Leben der Pflanze mit dem der Tiere. Einem russischen Forscher ist es zu danken, daß wir neuerdings auch von Pflanzenblut und von Pflanzenblutstoff reden müssen. Das Pflanzenblut ist der Zellsaft, der Pflanzenblutstoff ist ein neu entdeckter, im Zellsaft gelöster Stoff, das Phtohämatin. Dieser Stoff leistet genau die gleiche Arbeit, wie der Blutfarbstoff bei den Tieren, er macht den Sauerstoff frei, der zur Verbrennung der verschiedenen Stoffe im Pflanzenkörper erforderlich ist. Er besteht aus Kohlehydrate und ist farblos, so lange er nicht selbst mit Sauerstoff eine Verbindung eingeht. Sobald dies aber eintritt, wenn der Stoff oxydiert wird — wie der Chemiker sagt —, dann nimmt der bis dahin farblose Pflanzenblutstoff eine hübsche rote Farbe an oder wird braun oder violett. In diesem Zustande ist der Körper schon länger als Anthrochan bekannt. Da das Phtohämatin den Sauerstoff für gewöhnlich aber leicht hergibt, muß das Blut der Pflanze für gewöhnlich farblos erscheinen. Nur wenn Bedingungen vorhanden sind, die den Blutstoff zu einer Verbindung mit Sauerstoff zwingen, muß die rötliche Färbung in Erscheinung treten. Beim Wechsel von warmen und kalten Zeiten tritt nun der bekannte Anthrochan recht häufig auf, so im Frühling und im Herbst und bei manchen wintergrünen Pflanzen im Winter. Man hat seither das Anthrochan gewissermaßen als ein Schutzmittel gegen die Kältewirkung angesehen. Diese Ansicht wird revidiert werden müssen, denn die rote Farbe ergibt sich lediglich als eine Folge besonders lebhafter Tätigkeit des Pflanzenblutstoffes. Die Kälte veranlaßt die Pflanze zu stärkerer Atmung, der Blutstoff erzeugt einen Ueberfluß von Sauerstoff und verbindet sich schließlich selbst mit Sauerstoff, dadurch seine rote Farbe erhaltend. Wir haben diesen Vorgang ähnlich zu erklären wie jenen, bei dem uns die winterliche Kälte das Blut ins Gesicht treibt. Lebhafteste Atmung ist die Ursache der Röt-färbung.

Technisches.

Wagen, Schiff, Luftschiff — alles in einem. Wenn man sich ein ideales Zukunftsbild davon ausmalen will, welches höchste Ziel die Technik in der Entwicklung der Beförderungsmittel für den Menschen erreichen könnte, so kann wohl kaum ein Zweifel darüber bestehen, welche Hauptzüge dies Bild tragen müßte. Die Verbollkommnung des Luftschiffes und des Flugzeuges ist doch nur ein Teil davon. Nach den vielversprechenden Anfängen, die nach Jahrhunderten der Vorarbeit jetzt in der praktischen Ausnutzung der Flugschiffahrt gemacht worden sind, läßt es sich leicht voraus-sagen, daß einmal eine Zeit kommen wird und kommen muß, wo jeder sein Flugzeug besitzt und damit durch die Luft fliegt, wohin er eben will. Die höchste Vollendung aber würde erst ein Apparat darbieten, mit dem man einfach überall vorwärts kommen kann. Geht es nicht über Land, so geht es durch die Luft, und wird es einem in der Luft unbehaglich, so läßt man sich wieder auf den festen Boden oder auf das Wasser hinunter; selbstverständlich muß das Gefährte ebensoviel als Schiff wie als Wagen dienen können. Diese groß-artige Idee ist jetzt nicht mehr bloß ein Gebilde der Phantasie, sondern der Amerikaner Glen Curtiss hat nach einer Mitteilung der „Nature“ eine Maschine hergestellt, mit der man ebenso leicht über Land und durch das Wasser als durch die Luft soll reisen können. Der dafür vorgeschlagene Name Hydroaeroplan ist also eigentlich noch nicht vollständig und müßte vielleicht zu einem Geohydroaeroplan erweitert werden. Das Originalmodell hat zwei Schwimmer, einen Schild und einen großen Ponton, ist aber bereits derart vereinfacht worden, daß jetzt nur noch ein rechteckiger Ponton von 50 Pfund Gewicht nötig ist. Der Teil der Maschine, der das Flugzeug darstellt, ist nach dem Muster des schon früher von Curtiss konstruierten Zweideckers gebaut. Die Gleitflächen sind auf der Unterseite gleichfalls noch mit Holzwerk versehen, damit sie beim Niederlassen auf eine Wasserfläche nicht eintauchen. Vorn und hinten an dem Ponton sind Räder angebracht, die der Beförderung auf festem Boden dienen sollen. Angeblich hat sich die Maschine bei den Versuchen in allen drei Elementen durchaus bewährt.